

Die Sache Makropulos
oder
Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit

Festspieldialoge 2011

*im Schüttkasten der Salzburger Festspiele
Herbert-von-Karajan-Platz 11a*

Mittwoch, 17. August,

*mit
Arnold Metznitzer*

Vielen Dank, Herr Professor Fischer für die Einladung zu diesem Festspieldialog. Sie ehrt und freut mich und ich habe, wie Sie sich erinnern, spontan zugesagt, und das aus gutem Grund:

Erwin Ringel hat nämlich des Öfteren gemeint, ein Psychotherapeut gehöre, wenn er nicht in seiner Praxis sitzt, in die Oper, ins Theater oder ins Kino, weil ihm dort im Ergänzung zum Hier und Jetzt und Heute am besten die Spielarten des Lebendigen geboten würden.

**Aber als ich dann begann, mich mit dem Thema zu beschäftigen, tauchte recht schnell die Frage auf, ob das hier nicht eine Nummer zu groß für mich wäre!?
Mut macht mir ein Gedicht von Theresia Oblasser:**

*Schuhe
die mir gefallen
sind meist
Nummern zu groß.*

*Probier ich sie
trotzdem
wachsen die Füße.*

Theresia Oblasser, Heimkommen. Lyrik, Verlag Bibliothek der Provinz, 2010, S.37

Für die Kunst wie für die Religion ist die Frage nach dem Ewigen der Werkstoff schlechthin. Das Wissen um den Tod und die gleichzeitige Sehnsucht nach Ewigkeit sind vielleicht die wesentlichsten Katalysatoren der Kulturgeschichte der Menschheit:

Seit der Antike hatte unsere Kultur im Todesbewusstsein einen Antrieb gesehen, das Leben zu „verwesentlichen“. Der Tod erscheint so als der Lehrmeister eines weisen Lebens, dessen Kunst darin besteht, die Zeit - unser kostbarstes Gut - als das einzig sichere Kapital zu nutzen, um am Ende „lebensatt“ auf ein geglücktes Leben zurückblicken zu können. Der Tod erscheint so als Katalysator, der den Menschen wachsen und reifen lässt, ihn im Erkennen seiner Möglichkeiten zu Glanzleistungen anspricht, ihn zur Selbsterkenntnis führt und damit auch zur Erkenntnis seiner Grenzen. So musste z.B. Gustav Mahler kurz vor seinem Tod ernüchert feststellen: „Anstelle eines großen geschlossenen Ganzen, von dem ich immer geträumt hatte, hinterlasse auch ich nur Stückwerk!“

Ingmar Bergmann schreibt in seiner Autobiografie:

„Jetzt bin ich ein Jemand – bald werde ich ein Niemand sein.“

Und Thomas Bernhard stellt in einem seiner Psalmen die Frage:

„Wo werde ich sein, wenn ich nicht mehr sein werde?“

Der Regisseur solcher Fragestellungen ist der Tod, er ist im Grunde der große Fragesteller schlechthin.

Den Griechen war solches Nachdenken und Fragen der Inbegriff der Philosophie und damit immer auch eine geistige Übung, durch die die Menschen von ihren Ängsten über Leben und Tod befreit werden sollten: philosophia – ars moriendi: Die Philosophie – eine Kunst, das Sterben zu lernen, die eigene Sterblichkeit als wesentlichen Bestandteil des Lebens annehmen zu können. Das bedeutet dann aber auch: Wer sich mit dem Tod beschäftigt, weiß um seine Grenze und darum, dass es gilt, die verbleibende Zeit zu nützen. Carpe diem!

Eine besondere Art dieser Konzentration auf das Hier und Jetzt findet sich bei Epikur¹: Er meint, dass der Tod zwar „das schauerlichste Übel“ wäre, aber uns nichts angehe, „*denn solange wir da sind, ist der Tod nicht da, wenn aber der Tod da ist, dann sind wir nicht mehr da. Er geht also weder die Lebenden an noch die Verstorbenen; denn die einen geht er nichts an, die anderen sind nicht mehr.*“ (Epikur, *Von der Überwindung der Furcht*)²

Eine Steigerung dieser epikureischen Unbekümmert und damit eine weitere Möglichkeit, sich mit dem Tod zu beschäftigen, ist der Versuch, das Nichtkümmern in der Hoffnung auf baldiges Vergessen zu perfektionieren. Die Psychologie spricht hier von „Verdrängung“ und meint damit – wie sie es definiert – „gerichtetes Vergessen“.

Unzählige mehr oder weniger interessante Varianten ließen sich hier anführen: So besingt z.B. das Wienerlied den Tod als „Freunderl“, dem man sich dadurch vom Leib zu halten versucht, dass man mit ihm augenzwinkernd auf „Bruderschaft“ trinkt; dabei ist musikalisch irgendwie zu spüren, dass es sich wahrscheinlich nicht ausgehen wird, aber den Versuch scheint es allemal wert zu sein...

Das mag eine „Wiener Spezialität“ sein. In feinen oder gröberen humoristischen Nuancen finden wir aber überall vergleichbare maskierte Bewältigungsversuche. Etwa wenn ein russisches Sprichwort meint: „Was fürchtest du den Tod, Väterchen? Es hat noch keiner erlebt, dass er gestorben ist.“

Oder wenn Mark Twain sich über die Sinnlosigkeit einer Friedhofsmauer Gedanken macht: „Die drinnen sind, können nicht hinaus, die draußen sind, wollen nicht hinein!“

¹ Epikur, griechischer Philosoph, * Samos 341 v. Chr., + Athen 271 v. Chr. Gründete in Athen 306 v. Chr. in einem Garten („Kepos“), den er erworben hatte, eine eigene Schule (daher die Bezeichnung seiner Lehre als „Philosophie des Gartens“). Quelle: (Brockhaus, 1988, S. 465)

² (Krüger, 2004, S. 31)

Sigmund Freud bemerkt lakonisch, dass wir zwar um unsere Grenze wüssten, aber weil bisher immer nur die Anderen gestorben wären, hielten sich die Lebenden im Grunde für unsterblich. Es ist noch keine 100 Jahre her, dass aus einem solchen Unsterblichkeitswahn ein „tausendjähriges Reich“ proklamiert werden konnte.

Unsere Kultur scheint den Tod ausgebürgert zu haben, wie Philippe Aries in seiner „Geschichte des Todes“ (1980) vermutet. Im kollektiven Bewusstsein gehört er nicht mehr zum Leben als dessen Ende; er wird als Einbrecher erlebt, den wir solange, wie möglich fernzuhalten versuchen. Diese Abwehr des Todes bewirkt, dass wir ihn durch Abschieben und Verdrängen nur noch bedrohlicher und unheimlicher machen. Natürlich sterben die Menschen auch heute. Aber sie scheiden in den Krankenhäusern aus dem Leben. So stören sie „unser Fest der Unsterblichkeit auf Zeit“ (Georges T. Roos) nicht. Tod, Krankheit, Älterwerden, die einschneidenden und entscheidenden Wenden des Lebens werden aus dem Alltag ausgeblendet und in Sonderbereiche verlegt. Unsere Sozialästhetik soll nicht durch leidende, hässliche, behinderte, sterbende Menschen irritiert werden. Aber je mehr wir das Leiden und Sterben von uns wegschieben, desto mehr müssen wir die Fiktion des leidensfreien und unsterblichen Menschen aufrechterhalten. So träumen wir möglichst faltenfrei bis in die Demenz hinein von Ewiger Jugend und Unsterblichkeit...

Das bräuchte man hier in Salzburg, noch dazu während der Festspiele, nicht besonders zu betonen, wenn es hier und heuer nicht „Die Sache Makropulos“ gäbe, sozusagen einen musikalischen Jedermann, besser noch: eine „Jedefrau“.

„Die Sache Makropulos“ führt uns zurück ins frühe 17. Jahrhundert an den Hof Kaiser Rudolf II.

(18. Juli 1552 in Wien; † 20. Januar 1612 in Prag), ein schwacher Regent, in den letzten Jahren faktisch regierungsunfähig; zeitgenössisch Rudolph der Ander[e] war er von 1576 bis 1612 Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, als Erzherzog von Österreich 1576-1608 war er Rudolf V. Im Reich trug seine Untätigkeit dazu bei, die Krise der Reichsverfassung zu verstärken. Erzherzog Matthias und andere Mitglieder der Familie Habsburg wandten sich schließlich offen gegen den Kaiser und entrissen ihm nach und nach fast alle Machtpositionen. – aber: ein Förderer der Wissenschaften und der Künste.)*

und mitten hinein in die faszinierende Welt der Alchemiker.

Rudolf war ein schwacher, faktisch unfähiger Regent, aber ein großer Förderer der Wissenschaften und der Künste. Ohne seine diesbezüglichen Verdienste schmälern zu wollen, dürfen wir annehmen, dass er dadurch wohl auch auf der Flucht vor der Wirklichkeit gewesen sein mag und vom Traum getrieben, mit dem „Stein der Weisen“ nicht nur aus unedlem Metall Gold, sondern auch das Wundermittel für ein biblisches Alter wenn nicht sogar für Ewiges Leben zu gewinnen.

Ein kurzer Blick auf die momentane Weltlage enthüllt in der Thematik von Janáceks „Die Sache Makropulos“ eine verblüffende Aktualität:

Damals wie heute, zu den Zeiten der Hochblüte der Alchemiker wie zur Jetztzeit der Weltwirtschaftskrise besitzt das Gold angesichts der Panik an den Börsen und durch die Flucht vieler Anleger in den sicheren Besitz des Edelmetalls eine in diesem Ausmaß bisher so noch nicht gekannte Faszination.

Damals wie heute ist die Frage des „Ewigen Lebens“ eine Frage der „Ewigen Jugend“. Elina muss ewig jung bleiben, ohne zu altern unter wechselnden Namen, aber immer mit den gleichen Initialen E.M. (Elina Makropulos, Ellian MacGregor, Emilia Marty) lebt sie ihr Leben.

Seit kurzem untersucht die Wissenschafts- und Medizinhistorikerin Anke Timmermann die Geschichte der Alchemie in und um Wien vom 14. bis zum 17. Jahrhundert und legt dabei besonderen Wert auf die bis jetzt noch nie wissenschaftlich beachteten Querbeziehungen zwischen den Medizinern und den Alchemikern. Das Herstellen bzw. Ergattern von Gold und Ewigem Leben kristallisiert sich in beiden Epochen als zentrales Motiv heraus.

Heute scheint beides noch stärker im Bewusstsein der Menschen verankert zu sein – und das nicht zuletzt deshalb, weil dieser Traum im Vergleich zu alchemischen Zeiten heute entschieden mehr Menschen mit mehr finanziellen Möglichkeiten möglich erscheint. Das erhöht natürlich den Preis dafür: Noch nie war der Goldpreis so hoch und die Vorräte so knapp! Und noch nie war so viel Leben in so kurzer Zeit möglich. „Ewiges Leben“ scheint nicht mehr zu genügen, es muss auch „ewig etwas los“ sein. Der Ruf nach „Entschleunigung“, nach dem „Weniger ist mehr“, nach dem „Vorrang des Seins vor dem Haben“ (Erich Fromm, 1976) verhallt zwar nicht ungehört, spielt aber angesichts der Modetrends in der Unterhaltungs- und Freizeitindustrie ein Mauerblümchendasein.

Im Rokoko hat man sich einen fixen Ort des Glücks vorgestellt, den „locus amoenus“, zu dem ein Bächlein, eine Wiese, ein Baum, Vogelgezwitscher und die Geliebte zählten. Die zeitgenössische Variante hat der amerikanische Soziologe Sidney Minze beschrieben, in dem er das Bild eines Mannes skizzierte, der auf dem Sofa sitzt, einen Joint raucht, Bier trinkt, Chips kaut, mit seiner Freundin knutscht und dabei fernsieht...

Hier ereignet sich ein zunächst kaum merkbarer Wandel von der Langsamkeit zur Geschwindigkeit, vermittelt durch immer schnellere Fernsehbilder. Die Langsamkeit des Genusses wird durch Beschleunigung zur Gleichzeitigkeit, aber der Genuss ist an den Augenblick gebunden und der vergeht.

Fausts Ruf „Verweile doch, du bist so schön!“ und Nietzsches „Alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit!“ nimmt im Zeitalter der Beschleunigung den Charakter eines Verzweiflungsschreis an. Ein bizarres Bild dafür ist der Bungee-Jumper, der innerhalb weniger Sekunden die Kulmination von

Todesangst und höchster Lust erfährt. Ein schnellerer Genuss ist kaum denkbar. In ihm fallen Vorspiel und Vollzug, Erwartung und Erfüllung zusammen.

Eine große Gestalt der Alchemiker war ein gewisser Philippus Theophrastus Aureolus Bombast von Hohenheim, besser bekannt als Paracelsus (1493-1541), gestorben hier in Salzburg am 24. September 1541. Der Universalgelehrte hat einerseits die alchemischen Grundlagen neu definiert und gilt als Mitbegründer der modernen Pharmazie, die Alchemie und Medizin perfekt miteinander verband.

Auch sein Ehrgeiz gilt der Lebensverlängerung, aber nicht im Sinne der Utopie, eher im Sinne einer Intensivierung und erhöhter Wesentlichkeit:

So spottet er z.B. über seine Zeitgenossen, die abwechselnd nach Antwerpen, Venedig, Frankfurt und Brüssel rennen, vielleicht würde er heute Salzburg hinzufügen, weil sie jeweils davon überzeugt wären, dass dort das Heil der Welt liege. Es ist nach Paracelsus nicht nötig, von Schwaben nach Alakuttn, wie das heutige Kalkutta damals hieß, zu rennen. Es ist nicht nötig, den Wein von Candia zu trinken. Er sagt, wir bräuchten keine Sehnsucht nach den fremden und fernen Gegenden zu haben, wie das im 16. Jahrhundert Mode geworden ist. Das Märchen von Kalkutta und der Wein von Candia schenken uns nicht mehr Freuden, als wir sie in unserem vertrauten Umkreis zu entdecken vermögen. „Wenn das Herz im Menschen erwacht, regiert in ihm die Liebe. Er erkennt dann, dass Gott auch seine Wohnung, seinen Lebensraum voller Freude erschuf“, sagt Paracelsus.

(Paracelsus Akademie Villach <Hrsgb>, Heilen ist menschlich. Seele, High Tech und Moral, edition selene, Klagenfurt-Wien 1998, Seite 9-10)

Ein Kollege von Paracelsus ist der griechische Arzt Hieronymos Makropulos. Als Rudolfs Leibarzt erhält er vom Kaiser den Auftrag, ein Getränk zu erfinden, das das Leben um 300 Jahre verlängert. Makropulos soll das Mittel an seiner Tochter Elina ausprobieren, diese fällt jedoch ins Koma, und der Leibarzt kommt ins Gefängnis. Elina stirbt aber nicht, sondern wird wieder gesund, lebt

seitdem ohne zu altern unter wechselnden Namen mit den gleichbleibenden Initialen E.M. (Elina Makropulos, Ellian MacGregor, Emilia Marty).

Im 338. Lebensjahr macht sich die gefeierte Sängerin Emilia Marty auf die Suche nach der Formel ihres Vaters. Sie hatte das Dokument geerbt und es später Ferdinand Prus überlassen, dem einzigen Mann, den sie in ihrem überlangen Leben wirklich geliebt hatte.

Nun sind die 330 Jahre vorbei, und nur mit Hilfe des Dokuments kann das Leben der Sängerin wieder verlängert werden.

Karel Capek (1890 – 1938), der damals 35 Jahre alt und regional bereits sehr erfolgreich ist, sollte sich bald in ganz Europa einen Namen machen: Er ist, abgesehen von Jaroslav Hasek, dem Schöpfer des *Braven Soldaten Schwejk*, der einzige tschechische Schriftsteller, der zwischen den Weltkriegen internationale Anerkennung erringen konnte.

In der *Sache Makropulos* beschäftigt er sich mit der Langlebigkeit und gibt dem alten Stoff eine neue Wendung.

Zum Zeitpunkt seines Erscheinens wird das Stück als Reaktion auf Bernhard Shaws *Back to Methuselah* angesehen, das ebenfalls 1922 herauskommt und postuliert, dass ein verlängertes Leben zu größerer Weisheit und Glück führen müsse. Capek kommt in seinem Stück zum gegenteiligen Schluss und leugnet jegliche Beziehung zu Shaw: Er habe die Idee schon einige Jahre mit sich herumgetragen, schreibt er im Vorwort, jedoch ursprünglich einen Roman daraus machen wollen.

In der letzten Szene von *Vec Makropulos* diskutieren mehrere Figuren des Stücks über die Langlebigkeit:

Vitek, Kanzleischreiber, Optimist und Sozialist, zählt die Nachteile einer normalen Lebenszeit auf:

Was kann ein Mann schon vollbringen während seines 60jährigen Lebens? Was für Freuden genießt er? Was kann er lernen? Der Mensch lebt nicht lange genug, um die Früchte des Baumes, den er gepflanzt hat, zu ernten; er wird nie alles aufnehmen können, was die Menschheit vor ihm entdeckt hat; er kann

weder sein Lebenswerk vollenden, noch der Nachwelt sein Beispiel hinterlassen; er muss sterben, ohne je gelebt zu haben. Ein Leben von 300 Jahren würde ihm dagegen erlauben, 50 Jahre lang Kind und Schüler zu sein; 50 Jahre, um die Welt kennenzulernen und alles zu sehen, was in ihr existiert; 100 Jahre, um zum Wohle der Allgemeinheit tätig zu sein; und dann nachdem er alle menschliche Erfahrung erfasst hat, weitere 100 Jahre, um in Weisheit zu leben, zu herrschen, zu lehren und mit gutem Beispiel voranzugehen. Oh, wie wertvoll wäre das Menschenleben, wenn es 300 Jahre dauern würde... Jeder Mensch wäre vollendet, perfekt, ein wahrer Sohn Gottes und nicht Gottes Karikatur.

Viteks nüchterner Arbeitgeber, der Anwalt Dr. Kolenatý, denkt praktischer:

Ein 300jähriges Leben, erklärt er, sei

unter legalen und ökonomischen Gesichtspunkten eine absurde Idee. Unser Gesellschaftssystem stützt sich ganz und gar auf die Kürze des Lebens. Nehmen wir zum Beispiel Verträge, Rentenvereinbarungen, Versicherungen, Tarifverträge, Nachlässe und dergleichen. Und was das Heiraten angeht – Sie müssen doch einsehen, dass niemand eine Ehe eingehen wird, die 300 Jahre dauern soll.

Baron Jaroslav Prus, ein elitärer Aristokrat setzt sich dafür ein, dass das Rezept, wie man 300 Jahre alt werden kann, den Starken, den Tüchtigsten vorbehalten sein müsse. Er träumt von einer *Aristokratie der Langlebigkeit*:

Der gewöhnliche, schwerfällig denkende Mann von der Straße stirbt ohnehin nicht aus; der Mann von der Straße ist ewig da, auch ohne unser Zutun. Er pflanzt unablässig seine Gattung fort, wie es die Flöhe oder Mäuse tun. Es ist immer nur die wahre Größe, die ausstirbt. Es sind immer nur Stärke und Befähigung, die aussterben, weil sie nicht zu ersetzen sind. Vielleicht ergibt sich hier die Chance, sie zu erhalten. Wir könnten eine Aristokratie der Langlebigkeit begründen... Eine privilegierte Langlebigkeit, das heißt despotische Herrschaft einer ausgewählten Minderheit. Das heißt Herrschaft

der Gehirne... Die Männer mit dem langen Leben würden als unumstrittene Herrscher der Menschheit regieren.

Emilia stößt zu den Versammelten und schildert 300 Jahre Leben aus ihrer Sicht, der einzigen, die auf echter Erfahrung beruht:

Man kann nicht 300 Jahre lang lieben. Und man kann nicht 300 Jahre lang hoffen, schöpferisch sein, staunend alles betrachten. Man hält es nicht so lange aus. Alles wird langweilig. Es wird langweilig, gütig zu sein, und langweilig bössartig zu sein. Himmel und Erde werden gleichermaßen langweilig. Und dann stellt man fest, dass nichts wirklich existiert. Nichts hat Bestand. Weder die Sünde, noch der Schmerz, noch die Erde – überhaupt nichts. Die einzigen Dinge, die existieren, sind jene, die wertvoll sind. Und euch erscheint alles wertvoll... Ihr habt von den Dingen keinen Abstand. Ihr seht in allem einen Sinn. Alles erscheint euch wertvoll, weil die wenigen Jahre, die euch beschert sind, nicht ausreichen, eure Vergnügungssucht zu befriedigen... Ihr Toren, wie glücklich ihr doch seid! Es ist abscheulich, daran denken zu müssen, wie glücklich ihr seid und das nur dank des lächerlichen Zufalls, dass ihr bald sterben werdet. Ihr ähneln in eurer Neugier den Affen. Ihr glaubt an alles, ihr glaubt an die Liebe, an euch selbst, an die Tugend, an den Fortschritt, an die Menschheit, und der Himmel weiß, woran ihr noch alles glaubt.

Capek bezeichnete sein Stück als Komödie. Im Vorwort schreibt er von seiner Absicht, den Leuten etwas höchst Erfreuliches, Optimistisches mitzuteilen. Ich weiß nicht, ob es optimistisch ist, zu versichern, dass ein Leben von 70 Jahren schlecht, eines von 300 Jahren aber gut ist. Ich meine lediglich, dass es nicht gerade von kriminellem Pessimismus zeigt, das (durchschnittlich) 70 Jahre währende Leben für angemessen und ausreichend gut zu erklären.

Janáček sieht am 10. Dezember 1922 Capeks Die Sache Makropulos in Prag, drei Wochen nach der Premiere des von Capek selbst inszenierten Stücks. Aber seine Oper ist keine Komödie. Von Anfang an ist klar, dass sich Janáček nicht für die philosophische Spekulation über Langlebigkeit interessiert, die Capeks Stück bestimmt: Die Szene, in der Vitek, Kolenatý und Prus ihre Ansichten über die Unsterblichkeit äußern, ist so zusammengestrichen, dass

nur ein Auszug aus dem Monolog von Emilia Marty übrigbleibt. Außerdem hat Janáček den Schluss des Stückes gestrichen, nämlich das zynische Gelächter der Marty, während sie zusieht, wie das kostbare Dokument verbrennt.

Capeks Heldin macht, obwohl ihre 300 Jahre endgültig um sind, keinerlei Anstalten zu sterben, als der Vorhang fällt..

Janáček's Emilia bricht offenbar sterbend zusammen.

Eine Kritik, die besonders häufig gegen Capek erhoben wurde, betrifft seinen Mangel an Eloquenz: Z. B., wenn sein Biograph William E. Harkins schreibt: *Die Intensität von Capeks Ideen findet nie eine Entsprechung in entsprechender Intensität der Sprache.*

Für eben diese Eloquenz, für die fehlende Intensität, hat Janáček in der Schlusszene der Marty gesorgt und damit den Charakter des Stückes radikal verändert. Solange die Vorstellung von der Langlebigkeit Gegenstand allgemeiner Betrachtung bleibt, solange all ihre Konsequenzen gründlich, ja gelegentlich ironisch erforscht werden, ist Capeks Drama zweifellos eine optimistische Komödie.

Doch sobald sich Janáček mit seiner Protagonistin zu identifizieren beginnt, sobald er nach Wegen sucht, bei seinem Publikum ihr gegenüber Mitleid zu erregen und ihre abschließenden Gedanken in leidenschaftlich eloquente Musik zu kleiden, wie sie selbst bei ihm selten vorkommt, wird daraus für uns nicht etwa eine universelle Komödie, sondern eine persönliche Tragödie.

(Beim der hier skizzierten Operninterpretation habe ich mich im Wesentlichen an John Tyrrell im Programmheft zur CD-Einspielung der Wiener Philharmoniker und des Staatsopernchors 9-10/1978, Seite 52-74 orientiert: DECCA 430372-2).

Vec Makropulos liefert so ein Panoptikum der Spielarten des Lebendigen von der Komödie (Capek) zur Tragödie (Janáček), von echter Liebe, wenn auch nur für einen Augenblick (mit Baron Prus), über Zweckbeziehung (zwecks Rezeptbeschaffung), Eifersucht, und Suizid bis hin zu den unvermeidlichen Erbstreitigkeiten... Keine Rolle verlockt zu einer länger anhaltenden Sympathie, jede Rolle könnte eine Einladung sein: „Erkenne dich selbst!“

WAS BLEIBT VON DER SEHNSUCHT NACH UNSTERBLICHKEIT?

In Schillers Gedicht „Resignation“ (1786) wird das Streitgespräch einer verstorbenen Seele mit der Ewigkeit skizziert. Darin fordert die Tote von der Ewigkeit eine Gegenleistung für die Entbehrungen, die sie zu Lebzeiten getragen hat. Die Antwort ist ernüchternd: Wer für den Glauben auf weltlichen Genuss verzichtet habe, müsse auch in Ewigkeit bei dieser Entscheidung bleiben: „Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück.“

„Kairos“, den Gott des „rechten Augenblicks“, hatte man sich schon in der griechischen Mythologie als Jüngling vorgestellt, der vorne eine Locke und hinten eine Glatze trägt. Greift man nach ihm von vorne, fasst man die Locke, greift man von hinten, geht der Griff ins Leere.

So verstehe ich auch Martin Walser, wenn er in einem seiner Romane vermutet, dass wir in Erwartung dessen, was wir erhoffen, aufs Leben, aufs Hier und Jetzt und Heute vergessen:

„Wahrscheinlich lebt man gar nicht, sondern wartet darauf, dass man bald leben werde; nachher, wenn alles vorbei ist, möchte man erfahren, wer man, solange man gewartet hat, gewesen ist.“

(M. Walser, Ein springender Brunnen, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998.)

Die christliche Religion ist oft genug in diesem Sinn als Vertröstungsreligion missdeutet worden. Wer aber das 2. Testament aufmerksam liest, wird sein leidenschaftliches Plädoyer für die Ewigkeit im Hier und Jetzt und Heute nicht übersehen können. Dort heißt es etwa:

„Jetzt ist die Zeit der Gnade. Jetzt ist die Stunde des Heils. Das Reich Gottes ist HEUTE zu euch gekommen“ – und „ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ oder – wie Friedolin Stier übersetzt – „damit sie das Leben haben, ja es haben überreich“.

Dieser verheißene Überreichtum blitzt täglich als Möglichkeit auf in den ekstatischen Augenblicken des Lebendigen und er ereignet sich in diesen Tagen für unzählige Menschen ziemlich oft während der Salzburger Festspiele. „Nie ist der Mensch so da wie dann, wenn er ganz weg ist“, sagt Jörg Splett.

Dieses „Ganz-weg“- und „Verrückt-Sein“ vermag die Religion, die Kunst und die Liebe zu schaffen...

. Der Religion gelingt es, wenn sie es schafft, den Menschen wieder dorthin zu führen, wo er in kindlicher Phantasie und Kreativität schon einmal war: 30 bis 50 Mal am Tag konnten wir uns als Kinder für irgendetwas restlos begeistern und hatten dabei bis zu 400 Mal gelacht. Wenn Religion uns zumindest wieder in die Nähe dieses kindlichen Zustands bringen könnte, hätte sie ihren Auftrag als „religio“ – als „Rückbindung“ verstanden und zum großen Teil erfüllt.

. Das gilt natürlich auch für die Kunst. Wo sie ans Ewige rührt, rührt sie ans Innerste des Menschen und natürlich auch an das, was Religion können wollen sollte: Wie viel Abgrenzungs-Anstrengung die beiden Bereiche auch unternehmen mögen - eine schmerzliche Parallele dazu gibt es in Seelsorge und Psychotherapie -, sie werden der Frage nicht ausweichen dürfen: Was wäre der Kult ohne Kunst und was wäre unsere Kultur ohne Kult?

Es gibt für mich keinen Romaufenthalt ohne das Grab Raffaels zu besuchen: Raffael (1483-1520) stirbt mit 37 Jahren „viel zu früh“ wie wir sagen, aber obwohl er 300 Jahre kürzer lebt als Elina Makropulos, ist sein Name mit einem Hauch von Ewigkeit verbunden, wie die Inschrift an seinem Sarkophag im Römischen Pantheon verrät:

Ille hic est Raphael

timuit quo sospite vinci rerum magna parens et moriente mori

„Hier liegt Raffael, von dem die Natur Zeit seines Lebens fürchten musste, besiegt zu werden, und jetzt, da er gestorben ist, glaubt die Natur selbst sterben zu müssen.“

. In der Liebe geht die Ewigkeit so weit, dass sie, stärker als der Tod, dem geliebten Menschen aus Liebe diesen Tod sogar wünschen kann:

BITTGEDANKE, DIR ZU FÜSSEN

*Stirb früher als ich,
um ein wenig früher
Damit nicht du
den weg zum haus
allein zurückgehen mußt*

(Reiner Kunze, eines jeden einziges leben. gedichte, S. Fischer 1986, S. 64)

Ich schließe mit einem Gedicht von Stefan Andres, dessen Grab am Campo Santo Teutonico auch zu meinen römischen Pilgerstätten zählt:

AN DEN TOD

*Wenn du mich triffst, sprich leise,
als wär ich dir bekannt;
Und von der langen Reise
Sag nichts, gib mir die Hand.*

*Ich weiß nicht, ob ich bange,
Zeigst du mir dein Gesicht;
vielleicht kenn ich's schon lange.
Vielleicht auch kenn ich's nicht.*

*Du bist so schwer zu nennen,
O Tod, ich nenn dich Weib;
Damit ich im Erkennen
Still zu dir sage: bleib!*

*Vielleicht wird Liebe wehen
Um uns, bin ich bereit,
Dann zeug ich im Vergehen
Mit dir: Unsterblichkeit.*

*(Stefan Andres, Der Granatapfel, München 1950 zitiert in:
Gion Condrau, CERTA MORIENDI CONDICIO. Der Mensch und sein Tod, Kreuz
Verlag Zürich 1991, Vorwort)*